

FRANZ GEORG FRIEMEL · ERFURT

Nach dem Ende des ostdeutschen Sozialismus: Enttäuschte Hoffnungen?

Es gibt »die Hoffnung« – im Singular – als Ausdruck der Tatsache, daß der Mensch ein geschichtliches Wesen ist, ein »viator« auf dem Wege von der *perfectio formae* zur *perfectio finis*. Es gibt aber auch »die Hoffnungen« – im Plural. Menschliches Leben ist davon bestimmt. Wir könnten gar nicht leben ohne unsere Hoffnungen. Es gibt offenbar einen Überschuß an Hoffnungen auch angesichts bitterer Realität. Der Gedanke, daß es »gut ausgehen« könnte, ja sogar gut ausgehen wird, gewinnt immer wieder die Oberhand, selbst da, wo eine zynische Betrachtung auf den ersten Blick der Wirklichkeit gemäßer erscheint. Was die Vokabel »Hoffnung« im Singular und im Plural ansagt, ist auf eine erst auf den zweiten Blick erkennbare Weise miteinander verbunden. Die französische Sprache hat dafür zwei verschiedene Wörter, nämlich »*espérance*« und »*espoir*«. (Auf der Studentenwallfahrt von Paris nach Chartres haben wir als Studenten vor 45 Jahren darüber meditiert.)

Erfüllte und nicht erfüllte Hoffnungen sind im Alltagsleben wie im politischen Bereich normalerweise durchmischt anzutreffen. Sie wechseln in einer nicht zu durchschauenden Verflochtenheit von Gelingen und Scheitern. Es gibt die erfüllten und die enttäuschten Hoffnungen. Es ist das Spiel des Lebens, das nun einmal in derartigen Kurven zwischen einem Maximum und einem Minimum abläuft. Das ist so selbstverständlich, daß es nur in ungewohnten Ballungen von Glück oder Unglück Anlaß gibt, darüber zu reden.

Es gibt in der jüngsten Geschichte unsere Vaterlandes – sowohl politisch wie auch individuell – eine außerordentliche Hoffnung, die in Erfüllung gegangen ist: Der Vorgang der »Wende«, an deren Ende am 3. Oktober 1990 die deutsche Einheit wiederhergestellt wurde. Sie vorbereitend und

FRANZ GEORG FRIEMEL, geboren 1930 in Waldenburg, ist Professor für Pastoraltheologie am Philosophisch-Theologischen Studium Erfurt und Pfarrer in Stotternheim.

mit ihr verbunden ereigneten sich in der Nacht vom 9. zum 10. November 1989 alle Vorstellungen übersteigende Begegnungen zwischen Ost- und Westdeutschen. Diese Wiedervereinigung der Herzen fand auch noch viele Wochen danach immer wieder neuen Ausdruck. Bald darauf erfolgte aber eine zunehmende Ernüchterung der Menschen auf beiden Seiten, die durch die Ereignisse des Herbstes 1989 und der folgenden Jahre in ihrem Lebensgefühl kräftig durcheinander gebracht wurden; die ostdeutschen in ungleich intensiverer und existenzverändernder Weise als die westdeutschen.

Die deutsche Einheit: das war es, was die meisten wollten. Für die Menschen im Osten waren damit Hoffnungen auf Dinge verbunden, die die westlichen Landsleute als tägliche Realität erlebten: die Freiheit zu reisen, die Möglichkeit zu kaufen, was man braucht, Erleichterungen des unmittelbaren Daseins, ein bescheidener Wohlstand aufgrund einer harten Währung, ein Ende des politischen Drucks und der ständigen Überwachung der Gesellschaft, Meinungs- und Gewissensfreiheit, ein Ende der Zensur, bessere zivilisatorische, hygienische, ökologische, medizinische Standards und Glaubensfreiheit. Der Katalog ist natürlich durch Befragung der Einzelnen, die je ihre Erwartungen äußern, und durch einen Überblick über Presse- und Rundfunkkommentare zu einer langen Liste zu ergänzen.

Derartige Hoffnungen waren immer da, aber man sah unter den Bedingungen der anscheinend unüberwindlichen Sowjetmacht und angesichts der Ost-West-Konfrontation keinen Weg der Realisierung. Die Hoffnungen wurden aber nicht fallengelassen. Die Andeutung einer Erweiterung des Lebens in sozialistischer Einschränkung erhoffte man vom Eintritt in das Rentenalter, in dem die staatlichen Organe im Normalfall Reisen in westliche Länder gestatteten. Nirgendwo wurde das Rentenalter so erwartet wie in der DDR.

Plötzlich erfüllten sich in einer sehr kurzen Zeitspanne viele dieser Hoffnungen. In den zwölf Monaten nach dem Oktober 1989 geschahen so viele Veränderungen im kleinen Lebensbereich wie in der Weltpolitik, daß die Leute sich fragten: »Wieviel Geschichte können wir noch ertragen?« Die mit der Wende möglichen Erlebnisse und Begegnungen waren vor allem für die Ostdeutschen am Anfang »überwältigend«, und zwar in der doppelten Bedeutung, die das Wort in unserer Sprache hat.

Peter Stosiek, ein Görlitzer Arzt, schildert in ironischer Übertreibung die Eindrücke, die er auf seiner ersten Reise in die westlichen Bundesländer erhielt: »Ich kann mich noch deutlich des Eindrucks meiner ersten Westreise nach der Wende erinnern. Ich fragte mich damals ernsthaft, ob man hier überhaupt sterben muß, ob es hier noch so etwas gibt wie Not, Schmerz und Verzweiflung. Angesichts einer solchen wissenschaftlich-technischen Perfektion, eines solchen sichtbaren Wohlstandes, einer solch

funktionierenden Demokratie schienen mir alle Fragen gelöst. Hier wollten wir unsere drei Hütten bauen, schamhaft den alten Menschen ablegen und wie Katechumenen ganz neu beginnen, dachten wir.«¹

1. Ernüchterungen

Wenn wir heute – nach etwa sieben Jahren des ungehinderten Umganges von Ost- und Westdeutschen – fragen, wie sich das am Anfang so überschwellige Verhältnis zu einer weiteren Beziehung ausgestaltet hat, werden wir zunächst Ernüchterung feststellen müssen. Die Ostdeutschen wollen nicht »wie Katechumenen ganz neu beginnen«. Es wird ihnen zunehmend deutlich, daß das wunderbare Leben, das ihnen die Werbesendungen der westdeutschen Fernsehsender allabendlich ins – sozialistische – Wohnzimmer brachten, und die reale Situation eines Lebens in einer konsumorientierten Demokratie wenig miteinander zu tun hatten – das Fernsehbild war schöner; sie machen die Erfahrung, daß die vom Westen ins Land gekommenen Spezialisten auch »mit Wasser kochen«. Die Soziale Marktwirtschaft erscheint nach den anfänglichen Erfahrungen nicht in jedem Fall und in jedem Augenblick und in jeder Hinsicht sozial. So etwas führt zu Entfremdungen, und es bringt den Ostdeutschen den Vorwurf ein, sie seien undankbar, sie gäben sich einer unbegreiflichen DDR-Nostalgie hin, sie könnten die Prägung durch das Bildungswesen der Margot Honecker nicht überwinden, man hätschle eine PDS-Mentalität. Die Journalisten sprechen von einer »Mauer in den Köpfen«, nachdem die Betonmauer verschwunden ist. Es gab also nicht nur eine Ernüchterung bei den Ostdeutschen, sondern auch eine Enttäuschung der Westdeutschen. Auch ihre Hoffnungen waren nicht in Erfüllung gegangen. Angesichts des Eindrucks, daß die ersten sechs Jahre nach der Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten die Erwartungen der Menschen scheinbar nicht erfüllt haben, ist es nötig, nüchtern Rückblick zu halten und mit gleicher Nüchternheit in die nächste Zukunft zu blicken.

2. Ent-Täuschung

Wer die Zeit vom Oktober 1989 bis Oktober 1990 wachen Herzens miterlebt hat, weiß, daß es sich um eine unglaubliche Zeit handelte. Um sie zu deuten, griffen manche auf die Worte des Psalmes 126 zurück: »Als der Herr die Gefangenschaft Zions wendete, waren wir alle wie die Träumenden ...« Das alte Israel kannte den Jubel, der aus der unerwarteten Befreiung aus dem Exil entsteht. Die heimgekehrten Juden erlebten dann aber

auch den beschwerlichen Aufbau in der so lange ersehnten und in den Liedern, die sie an den Strömen Babylons sangen, verklärten Heimat; es gab die Probleme der Heimkehrer mit den im Land Verbliebenen.

Der Übergang vom großen Glück des Wiederfindens eines geliebten Menschen zum Leben mit demselben im Alltag erscheint ernüchternd. Man hatte sich ein Bild gemacht, das nun von der Realität korrigiert wird. Rein psychologisch betrachtet ist es nicht möglich, Hochstimmung und euphorische Beschwingtheit des Lebensgefühls auf längere Zeit durchzuhalten. Flitterwochen gehen in den Alltag über. Wer nach dem umwerfenden Erlebnis der Wiederbegegnung der Deutschen enttäuscht ist, verkennt psychologische Gesetzmäßigkeiten. Es sind immer anrührende Geschichten, die vom Wiedersehen nach langer Trennung berichten: Gefangene kommen heim, Geschwister finden sich nach Flucht und Vertreibung wieder, Liebende sinken sich nach langer Trennung in die Arme – nicht nur in der Oper. Im Augenblick der Wiederbegegnung fließen Tränen. Da vermischen sich Lachen und Weinen, es stockt die Sprache, Gefühle haben die Oberhand.

Dann aber kommt die Ernüchterung. In der individuellen Wiederbegegnung könnten die Feststellungen lauten: »Das ist er also« oder »So ist sie geworden«. Gleich schließen sich die Fragen an: »Wie wird es mit uns weitergehen?«, »Sind wir noch die gleichen wie damals, als wir uns aus den Augen verloren?« In das Wiederfinden, das wie mit einem Aufschrei anfing, kommt etwas, das wie Zweifel erscheint. Natürlich bleiben die beiden zusammen, aber die Beziehung muß sachlicher werden. Beide Seiten erzählen, was sie erlebt haben. Sie gehen die Jahre der Entfernung noch einmal durch, man gibt sich Rechenschaft. Es wird erkundet, wo man jetzt steht. Entfremdungen werden konstatiert und ausgesprochen. Man überlegt die Schritte eines neuen gemeinsamen Weges. Keine Wiedervereinigung lange getrennter Menschen könnte ohne die Phase der Durcharbeitung dessen, was war und was jeder der beiden erlebt hat, gelingen. Die Euphorie des Anfangs allein ist keine Grundlage für einen gemeinsamen Weg. In der politischen Wiederbegegnung des Herbstes 1989 finden wir ähnliche Gefühle. Was sich zwischen Gruppen, Gemeinschaften, Partnerschaftsbeziehungen, Familien, Konfessionen oder Teilen eines lange durch eine Mauer getrennten Landes abspielt, wenn Trennung überwunden wird, dürfte dem Schicksal von Individuen entsprechen: Es gibt die Phase des überschwenglichen Gefühls, es folgt die Ernüchterung auf die Einsicht: Wir haben uns verändert, weil wir zwar viele Erlebnisse hatten – gute und schlimme –, aber wir erlebten sie einseitig und ohne die andere Seite. Solche Erlebnisse konnten nicht zu gemeinsamen Erfahrungen verarbeitet werden. In der Vereinigung der beiden deutschen Staaten sind wir nun schon einige Jahre in der Phase der Ernüchterung. Das Hochgefühl über

das Geschenk, wieder zusammen zu sein, weicht der Frage, ob wir denn noch zusammen passen und wie das Zusammenleben weitergehen soll. Davon sind die Einzelnen wie die Familien betroffen, die Kirchen wie die Brieffreundschaften, die kooperierenden Gruppen aus der Partnerschaftsarbeit, die wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen. Wie schwer das ist, zeigt etwa der PEN-Club. Diese Ent-Täuschung ist heilsam. Sie führt in die Realität, wie sie ist und verhindert dadurch Täuschung.

3. Rückblickende Wertung

Im Augenblick der Vereinigung schien die allgemeine Kritikfähigkeit getrübt zu sein. Die neuen Erlebnisse besetzten den Vordergrund des Bewußtseins so stark, daß differenziertes Betrachten der Wirklichkeit kaum noch gelang. Es handelt sich um eine Art von kollektivem »casus perplexus«. Man stand unter einem innerlichen Druck, die neuen Möglichkeiten zu nutzen. Die ins Land gekommenen Händler machten es mit ihren nicht immer ganz seriösen Angeboten auch leicht. Die neue Währung stand am Anfang verhältnismäßig reichlich zur Verfügung; die DDR-Bürger hatten einige Ersparnisse, von denen auch bei einem Umtauschkurs von 2:1 nicht unwesentliche Beträge übrigblieben; diese wurden nun bereitwillig ausgegeben. Nur wenige ahnten damals, daß es bald Preisangleichungen geben würde, daß die Heizkosten oder die Mieten nicht nur um 3 oder 4 % wie in den westlichen Ländern, sondern um 500, 800 oder 1.000 % ansteigen würden. Man stellte sich auch nicht vor, daß Löhne und Gehälter auf Jahre hinaus 60–80 % der in der alten Bundesrepublik gezahlten Verdienste ausmachen würden. Damals dachten auch nur wenige Leute an die Möglichkeit der Arbeitslosigkeit, für die man einen Notgroschen hätte aufbewahren sollen.

Als nach wenigen Monaten nach der Einführung der DM die Arbeitsplätze unsicher wurden, weil die früheren Exporte in die Länder des Ostblocks eingestellt werden mußten – es handelte sich nun plötzlich um Exporte aus Hartwährungsländern, die mit den Binnenwährungen der Bestimmungsländer nicht bezahlt werden konnten –, als die zuerst bestaunten westlichen Errungenschaften selbstverständlich geworden waren, als erkennbar wurde, daß nicht alle in die östlichen Länder gekommenen westlichen Helfer aus Selbstlosigkeit, Opfermut und Hilfsbereitschaft ihre Dienste taten, als die Transformationsprozesse so schnell aufeinander folgten, daß die ehemaligen DDR-Bewohner, bei denen das Lebenstempo ohnehin langsamer war, nicht mehr mitkamen, setzte ein retrospektives Denken ein. Man besann sich, daß in der DDR nicht nur vieles schlimm und menschenverachtend war, sondern manches auch gut. Der Arzt Peter Sto-

siek macht es an einem Beispiel der Veränderungen im Gesundheitswesen deutlich: »An der Existenz und Struktur von Polikliniken, Ambulanzen und poliklinischen Hausarztpraxen hatten die meisten von uns nichts auszusetzen, sie waren akzeptiert –, unsere Kritik betraf die schlechte Ausstattung und die politische Leitung. Es bestand keine Sehnsucht nach dem Kassenarztsystem der freien Niederlassung, es wurde den meisten ökonomisch aufgezwungen und oft nur von den Ex-Genossen freudig gewählt und zielstrebig genutzt. Akzeptanz fand auch das System der Vorsorge, Dispensaire und Rehabilitation in der DDR, das mit dem ebenfalls akzeptierten Betriebs-Gesundheitswesen unter Verzahnung von Kliniken und Polikliniken insgesamt mehr auf Kooperation als auf Konkurrenz, mehr auf dem optimalen Einsatz begrenzter Mittel, als auf dem Verdienststreben freier Individuen beruhte. Die Abwicklung des DDR-Gesundheitswesens hat nicht nur Unrecht und Ineffizienz beseitigt. Es wurde ohne Debatte auch Gutes, von uns subjektiv als gut Erfahrenes beseitigt. Das gilt besonders für die sozialen Beziehungen und kooperativen Mechanismen im Verhältnis der Ärzte untereinander und der Ärzte mit ihren Patienten.«²

Es ist niemand ein Verräter an der deutschen Einheit, wenn er das Leben in der DDR nicht pauschal für unmenschlich hält. Die Bewohner dieses Landes haben manche Strategien des Lebens entwickelt, die in einem politischen System, das den Menschen nur im Verband seiner Klasse als Freund oder als Feind betrachtet, den Wert des Einzelnen sah, die Beziehungen zwischen den Menschen pflegte und festigte, private Nischen schuf, wo es den Überwachern schwer wurde, über alles und jedes zu berichten, was da geschah. Das Spitzelsystem war weit ausgebaut, aber nicht alles erfassend, wie jeder weiß, der Einsicht in seine Stasi-Akte genommen hat.

Das soziale Anliegen, das ursprünglich einmal nicht nur sprachlich im Wort »sozialistisch« mitschwingt und ihm seinen beständigen visionären Impuls in der Geschichte verliehen hat, war nicht ganz in Vergessenheit geraten: Man sah es erhalten etwa in der Sorge eines Betriebes für seine Rentner, in den medizinischen Vorsorgeuntersuchungen oder in den staatlichen Urlaubsangeboten. Das Kollektiv, die Brigade, die Seminargruppe oder wie man sozialistische Gruppierungen, aus denen man sich nicht ausschließen konnte, immer nannte, vermittelten des öfteren auch echte Gemeinschaftserlebnisse.

In diesem Rückblick auf die vergangenen 40 Jahre machten die früheren DDR-Bewohner zwar die Entdeckung, daß der Sozialismus, den sie in den Schulungen als Garant der Zukunft und des Glückes der Menschheit lernen mußten, nicht nur versagt hatte, sondern auf Lüge aufgebaut war. In den gleichen Schulungen hatte man ihnen auch den Kapitalismus geschildert als Ausbeutungsgesellschaft, als Sieg des Geldes über die Menschlichkeit, als Ort, an dem man sich nur mit dem Ellenbogen nach vorn durch-

kämpfen kann. Mit diesem Wissen aus dem Partei- und FDJ-Lehrjahr, an dem nicht nur die Genossen und die Jugendfreunde teilzunehmen hatten, betrachtete man nun die Veränderungen und die neuen Verantwortlichen. Mit diesem Verständnistraster nahmen die ehemaligen DDR-Bewohner teil an Schulungen, in denen etwa Verkaufstaktiken gelehrt wurden. Mit diesem Wissen aus den Schulungen nahmen besonders die dem SED-Staat distanziert Gegenüberstehenden wahr, daß den neuen Leitern wirtschaftlicher Unternehmen das Karriere-Bewußtsein, das die alten SED-Kader früher gezeigt hatten und das sie nun gut gebrauchen konnten, besser gefiel als die Verbesserungsvorschläge und die unangenehmen Fragen, die sich die Dissidenten angewöhnt hatten. Dabei erschien ihnen manches bekannt. Hatte wenigstens die Kapitalismusanalyse der Kommunisten nicht ganz versagt?

Auch solche Rückblicke auf das frühere Leben in neuer, ungewohnter und greller Beleuchtung können hilfreich, versachlichend, realitätsnah und wahrhaftig sein, allerdings auch ernüchternd.

Ein solcher Rückblick, der kritisch abwägt und wertet, führt in den meisten Fällen nicht zu Heimweh nach dem Sozialismus. Ich habe viele Leute, die Kritik an den neuen Verhältnissen äußerten, gefragt, ob sie Honecker wiederhaben wollen. Das wurde immer energisch zurückgewiesen. Sie wollten weder den Mann noch die Verhältnisse, für die er verantwortlich war.

Wenn gerade tiefer blickende Bewohner der neuen Länder eine besondere kritische Empfindlichkeit entwickeln, hängt das auch damit zusammen, daß sie die Veränderungen der Gesellschaft, das damit zusammenhängende individualistische Lebensgefühl und die Hochschätzung von Besitz und Eigentum ganz plötzlich erlebten, fertig ausgeprägt, ihnen unversehens gegenüberstehend. Sie hatten nicht die Zeit gehabt, hineinzuwachsen. Sie waren dagegen nicht durch lebenslange Gewöhnung immunisiert. Sie hatten noch nicht die Gelegenheit zu erleben, daß die neue Lebensart große Lebensmöglichkeiten anbietet, wenn man vernünftig damit umgeht. Westdeutsche, die die Reaktion ihrer ostdeutschen Landsleute erlebt haben, könnten dadurch vielleicht nachdenklich werden. Bedenklich ist es freilich, wenn die Rückblick-Gefühle, die nicht in jeder Hinsicht nur negativ besetzt sind, parteipolitisch und ideologisch ausgenützt werden. Aber nicht jeder, der die Vergangenheit nicht nur negativ sieht, ist ein Protagonist der PDS.

Auch angesichts partieller Identifikationen aufgrund eigener Erfahrungen müssen die alten westdeutschen Freunde, auch die Politiker, nicht befürchten, daß die sogenannte »Mauer in den Köpfen« sich erhöht. Es gibt viele Anzeichen dafür, daß auch die psychologisch erlebte Einheit gelingt, nachdem die politische und verfassungsrechtliche Vereinigung gelungen ist.

4. *Gelungene Integrationsprozesse*

In diesem Zusammenhang ist auf einige wesentliche Bereiche hinzuweisen, in denen die Vereinigung relativ geräuschlos vor sich gegangen ist und die in der geänderten deutschen Situation inzwischen so selbstverständlich geworden sind, daß niemand mehr darüber redet. In den Transformationsprozessen gibt es viele Integrationsprozesse, die kaum auffallen. Man muß sie sich bewußt machen.

An erster Stelle nenne ich die Vereinigung der beiden deutschen Armeen. Bei dieser Vereinigung konnte man nicht sagen, daß Soldaten eben Soldaten sind oder daß der Dienst einer Armee im Prinzip überall gleich ist und daß von daher die Aufgabe, aus zwei Armeen eine zu machen, besonders leicht zu sein schien. Das Gegenteil ist der Fall. Es handelte sich nicht nur um zwei Armeen am Berührungspunkt der sehr verschiedenen militärischen Supersysteme NATO und Warschauer Pakt. Es handelte sich bei der Volksarmee und da besonders im Offizierscorps um ideologisch aufgeheizte Politsoldaten und Militärs, für die es nur einen Feind gab, den sogenannten Imperialismus, dessen böse Hauptvertreter man in den USA und in der Bundesrepublik Deutschland sah. Zwar nicht so weltanschaulich unterbaut, aber doch mit dem einzigen Gegner Volksarmee und Rote Armee im Visier, stand auf der anderen Seite – in die NATO integriert – die Bundeswehr. Inzwischen sind die waffenstarrend und sich belauernd gegenüberliegenden Truppen eine Armee.

Die seit dem 1. Juli 1990, noch vor dem Ende der DDR eingeführte Deutsche Mark hat auch eine integrierende Funktion. Ökonomen haben damals vor einem Umtauschkurs von 2:1 bei Sparguthaben eindringlich gewarnt; psychologisch und politisch war diese Entscheidung vermutlich richtig. Die einheitliche Währung ist dabei das zuerst ins Auge fallende Zeichen einer außerordentlichen Angleichung im Bereich der Wirtschaft und die Grundlage einer ökonomischen Neustrukturierung der östlichen Bundesländer. Das zur Zeit noch bestehende Gefälle zwischen westlichen und östlichen Lohnempfängern ist inzwischen auf etwa 85 % des westlichen Lohnniveaus verringert worden. Gemeinsamkeit ist auch im Bereich des Sportes entstanden. Bekanntlich diente der Sport in der ehemaligen DDR nicht zuerst der Leibesertüchtigung oder dem völkerverbindenden Wettkampf, sondern dem Beweis der Überlegenheit des Sozialismus. In der Sportarena vollzog sich immer auch Klassenkampf. Heute sind Jens Weisflog oder Gunda Niemann so selbstverständlich deutsche Sportler wie Katja Seizinger oder Georg Hackl. Der Übergang in eine einheitliche Sportlandschaft geschah – jedenfalls für den Blick des durchschnittlichen Fernsehzuschauers oder Lesers des Sportteils der Zeitung – ohne jedes Aufheben. Es könnte weiter an die Reformen im Bildungswesen, an die Umgestaltung der Uni-

versitäten und Hochschulen, die Wiederaufgliederung des früher sehr einheitlichen sozialistischen Bildungswesens erinnert werden. Zunehmend und ganz selbstverständlich kommen Studierende aus den alten Bundesländern an die Universitäten der neuen Bundesländer und umgekehrt. Der Tourismus in Deutschland verläuft nun nicht mehr nur in der Nord-Süd- oder Süd-Nord-Richtung, sondern in der West-Ost- und Ost-West-Richtung. Nicht vergessen werden darf der Abzug der russischen Truppen. Sie haben zwar ökologisch verseuchte Gebiete und verfallene Kasernen hinterlassen, das Ende aber war trotz allem ein neuer Zustand von Normalität. Relativ unbemerkt vollzog sich auch eine Neugliederung in der katholischen Kirche. Die Apostolischen Administratoren – in kirchenrechtlichem Verständnis bischöfliche Dienste in politisch ungeklärten Verhältnissen – wurden 1994 Diözesanbischöfe. Ihre sogenannten Jurisdiktionsbezirke wurden zu Bistümern. Im Zusammenhang mit der Gründung des Erzbistums Hamburg wurde ein Kirchenbezirk geschaffen, der sich von Schleswig-Holstein bis weit nach Mecklenburg-Vorpommern erstreckt. Auch hier haben wir es mit neugewonnener Normalität, mit größeren Möglichkeiten zum Austausch, mit wachsender Integration zwischen Ost und West zu tun. Auch bei den Kirchen der Reformation gelang die Vereinigung der Landeskirchen in der EKD. Es gab mehr Diskussionen und zahlreichere Probleme als in der katholischen Kirche, aber eine einheitliche evangelische Kirche in Deutschland ist nun eine Tatsache.

Am Ende dieser Zusammenstellungen von Tatsachen, die zeigen, daß »zusammenwächst, was zusammengehört«, sei noch auf die schlichte Tatsache hingewiesen, daß Kinder, die heute elf Jahre oder jünger sind, schon keine Erinnerung mehr haben an all das, was DDR-Schule kennzeichnete. Honeckerbilder, FDJ, Fahnenappelle, Aufmärsche, »Liebe zur Sowjetunion«.

Es gibt dann natürlich die sehr sichtbaren und bemerkbaren Veränderungen. Der Neuaufbau von Verkehrswegen, die Sicherung der Bausubstanz in den Städten, die Restaurierung von Denkmälern, die Realisierung vieler Bauvorhaben. Natürlich bleiben viele und ernste Probleme.³

5. Hoffnung auf Gerechtigkeit

Wenn Hoffnungen unerfüllt geblieben sind, lassen sie sich vielleicht später erfüllen, wenigstens annäherungsweise. Wo jemand Ängste ausspricht, drückt er – verborgen – auch Hoffnungen aus. Manche Ängste lassen sich in Hoffnungen transponieren, die sich im Laufe der Zeit noch erfüllen. Ich befürchte, daß demoskopische Ermittlungen von immer wieder vorgelegten »Sorgen-Barometern« der ostdeutschen Bevölkerung sich höchstens langfristig in politische Maßnahmen umsetzen lassen, die solche Sorgen

abbauen. Mehr Aussicht auf Erfolg und operationalisierbarer sind Vorschläge von Menschen, die aufgrund ihres Informationsstandes, ihrer Fachkompetenz und ihres politischen Möglichkeitssinnes dazu beitragen, daß Ängste verringert und berechnete Anliegen doch noch erfüllt werden. Steffen Heitmann, der Justizminister des Freistaates Sachsen, ist zwar der Meinung⁴, die Leute aus den westlichen und den östlichen Bundesländern seien sich ähnlicher, als sie geglaubt haben. Er beschreibt aber sehr genau die Punkte, an denen »eine Politik der inneren Einheit« ansetzen muß: Er sieht ein ostdeutsches Empfinden eines »Defizits an Gerechtigkeit«: Die unterschiedliche Besoldung schaffe Verbitterung, die nicht zuerst aus dem Abstand der Lohn- und Gehaltssumme kommt; es gebe ein Gefühl der Kolonisierung, weil Führungspositionen weitgehend von Westdeutschen eingenommen wurden. Man wisse zwar, daß es nicht anders geht, aber das Gefühl der Hintansetzung wird durch dieses Wissen nicht geringer. Probleme für das Gerechtigkeitsgefühl sieht er auch in der Rückübertragung von Grundstücken: »Der ostdeutsche Mieter muß weichen, obwohl er oft jahrelang dafür gesorgt hat, daß das Dach dicht blieb!« Da er in der DDR kein Vermögen bilden konnte, könne er das Grundstück, auf dem er wohnt, nicht erwerben, obwohl es juristisch möglich ist. Heitmann sieht das Problem der Arbeitslosigkeit »in den besten Jahren« nicht nur ökonomisch, sondern auch als Defizit an Gerechtigkeit: Die mittleren Jahrgänge, die nun ohne Arbeit sind, haben die Wende am meisten herbeigesehnt und ihr durch ihren Einsatz zum Durchbruch verholfen. Das Gefühl der Ungerechtigkeit wird dadurch verstärkt, daß diese Wendegeneration nun ins zweite oder dritte Glied der Gesellschaft zurückgedrängt worden ist und daß die ehemaligen Systemträger die neuen Entfaltungsmöglichkeiten mit Hilfe ihrer alten Beziehungen gut genutzt haben, um in der neuen Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Als Justizminister weiß Heitmann wie kein anderer um die beständige Zunahme der Kriminalität. Er ist überzeugt: »Die innere Sicherheit wird uns in den nächsten Jahren maßgeblich beschäftigen.« Bärbel Bohley hat das, was Heitmann Gerechtigkeitsdefizit nennt, mit dem bitteren Wort zusammengefaßt: Wir wollten Gerechtigkeit, und es kam der Rechtsstaat. Wer sich darüber Gedanken macht, inwiefern Hoffnungen nach dem Ende des ostdeutschen Sozialismus enttäuscht worden sind, wird an solchen Äußerungen nicht vorbeigehen können.

6. »Melancholie der Erfüllung«

Jeder von uns hat schon diese Erfahrung gemacht: Wenn ein lange und intensiv gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen ist, erleben wir, wie der neue Besitz, die neue Lebensmöglichkeit oder der neue Stand nach und

nach selbstverständlich werden, ja, es kommt die Frage auf: »War es das, was ich eigentlich wollte?« Wer diese Frage zuläßt und sie verneint, ist nicht undankbar oder zynisch, denn es gehört zur inneren Bauform des Menschen, daß seine Sehnsüchte und Wünsche durch die Erlangungen guter Möglichkeiten im Laufe seines Lebens nicht endgültig gestillt werden können. Hoffnungen, die sich erfüllen, sind ein Versprechen, das nicht gehalten wird. Genau darin besteht aber »ihre Gnade«.⁵ So etwas ist zunächst eine wichtige individuelle Erfahrung.

Im Zusammenhang unserer Überlegungen dürfen wir vorsichtig die Frage stellen, ob die Erfahrung des Ungenügens am erlangten Besitz eine kollektive Erfahrung sein kann. Und noch behutsamer fragen wir weiter: Könnte sich in den enttäuschten Hoffnungen vieler Ostbewohner eine nicht zutage liegende transzendente Qualifikation andeuten? Durch die sehr schnelle Erfüllung einer großen Hoffnung ist die Versuchung, in eine Situation der Selbstverständlichkeit hineinzuwachsen, sie für nichts Besonderes zu halten, bei Menschen, die die Wende als Erwachsene erlebt haben, nicht gut möglich. Es ist geradezu ihre theologische Chance gegenüber den Westdeutschen. Da die Hoffnung so schnell, so unvorbereitet und so unerwartet in Erfüllung ging, muß man immer wieder darüber nachdenken, ja geradezu darüber meditieren und dabei die entstandene Wirklichkeit neben die Hoffnungen stellen. Dabei gibt es »Unverhofftes«, aber auch Enttäuschungen. Es bleibt der Überschuß der Hoffnung.

Um die »Melancholie der Erfüllung«⁶ zu erfahren, muß man kein gläubender Christ sein. Nach 13 Jahren Herrschaft der Nationalsozialisten und 40 Jahren DDR-Sozialismus hat nur etwa ein Viertel der Bewohner der neuen Länder noch etwas mit Religion und Kirche zu tun. Die Erfahrung, daß das arme Herz des Menschen auf mehr angelegt ist, als auf Bananen und harte Währung, auf mehr als Reisemöglichkeiten in alle Länder der Welt, ja sogar auf mehr als eine freiheitliche und soziale Gerechtigkeit immer auf neue anstrebende Demokratie, können auch Atheisten machen. Hier liegt ein Potential an Nachdenklichkeit, vielleicht ein Zugang zum Ziel einer Hoffnung, das bleibt, nachdem »die Hoffnungen« sich nicht in jeder möglichen Hinsicht erfüllt haben.

ANMERKUNGEN

1 Festrede anlässlich der Verleihung des Carol-Nachman-Preises der Landeshauptstadt Wiesbaden am 3. Mai 1996 (Wiesbaden ist die Partnerstadt von Görlitz), zitiert nach dem Manuskript.

2 Ebd.

3 Vgl. F.G. Friemel, Der Wandel der Werte im ostdeutschen Transformationsprozeß, in: M.

Spieker (Hrsg.), Nach der Wende: Kirche und Gesellschaft in Polen und Ostdeutschland. Paderborn 1995, S. 270–286.

4 In Paul Claudels Schauspiel *Der Seidene Schuh* sagt Donna Proëza: Ich bin das Versprechen, das nicht gehalten werden kann, und gerade darin liegt meine Gnade.

5 S. Heitmann, Ein Land, zwei Nischen, in: *Rheinischer Merkur* 41 (1996), S. 3 f.

6 Die schöne Formulierung stammt m. W. von Ernst Bloch.